

Prolog

Das Eislaufen zu Goethes Zeit vor 200 Jahren, und das jetzt: ziemlich anders und genau gleich. Und in 100 Jahren? Ebenso. – Und die Welt? – Ziemlich anders und genau gleich

Peter Handke: *Innere Dialoge an den Rändern ...*, 2022

Das Nero-Syndrom. Weltweit nähern wir uns Zuständen, die wir nur deshalb lange Zeit für unmöglich hielten, weil wir sie uns – für uns, unsere Kinder und Kindeskinde – nicht vorstellen mochten. Ja, wir leugneten gerne, was zwei Prozent Klimaerwärmung bedeuten oder gar drei, geschweige denn vier Prozent. In einigen Jahrzehnten werden Teile des Planeten unbewohnbar geworden sein. Zugleich wird die Zahl der Menschen, trotz ständiger Reduktion durch Hunger, Seuchen und Krieg, bis zum Ende des Jahrhunderts der Zehn-Milliarden-Marke zustreben – ein apokalyptisches Szenario. Dessen Eintreten würde uns, die Bewohner der vorerst noch reichen Weltregionen, selbst auf ein bisher unvorstellbares Armutsniveau herunterdrücken und damit den erbitterten Kampf um Ressourcen erst recht anheizen.

Heute schon flackert es dämonisch. Ein neues Virus samt Mutanten forderte seit 2020 die Menschheit heraus; viele Millionen Tote waren zu beklagen. Währenddessen schmolzen die Eisberge weiter, wurden Brasiliens Urwälder im beschleunigten Tempo abgeholzt und wuchsen die Flüchtlingsheere an, nicht zuletzt aufgrund der vermehrten, um vieles heftiger gewordenen ökologischen Katastrophen – Brände, Fröste, Stürme, Überschwemmungen, Trockenheit. Hinzu kam, von den Hunderten von Kleinkriegen in verschiedenen Teilen der Welt abgesehen, der Überfall Russlands auf die Ukraine, der auch den Westen vor massive Herausforderungen und unter die ständige Drohung eines dritten Weltkriegs stellte.

Gegen all diese Unwägbarkeiten ließe sich indessen fragen: Warum den diffusen – und auch den klarumrissenen – Gefahren, sofern sie im Moment einer akkurat technischen oder politischen Lösung unzugänglich sind, nicht wenigstens durch „positives Denken“ begegnen, durch Mut machende Titel und Slogans und Reflexionen? Man könnte argumentieren: Wo die Gefahren unkalculierbar bleiben, dort sollten wir uns darauf konzentrieren, die prinzipiellen Vorzüge und Stärken unserer wohlstandsorientierten Zivilisation demokratischer Prägung herauszustreichen, nicht ohne ihren sorgsamsten, folgensensiblen Ausbau zu fordern, um den destruktiven Kräften zu wehren. Doch irgendwie klingt eine derartige Forderung auch naiv. Warum? Weil sie unrealistisch ist?

Auf kurze Distanz gesehen ist es ein eher gutes Zeichen, wenn uns das „positive Denken“ – gedacht als Schutzschild gegen die andrückende Depression – milde wärmt, aber auch sanft langweilt, während wir gerne in Untergangsfantasien schwelgen. Katastrophisch unterbrochen durch Weltkriege und Wirtschaftskrisen hat sich der Westen des 20. Jahrhunderts in seinem Fortschritt langfristig nicht beirren lassen, sowohl was den Ausbau des technischen Universums und die Verbreiterung des allgemeinen Wohlstands als auch die Sicherung eines freien, durch Grundrechte befestigten Lebens in der Gemeinschaft betrifft.

Und doch scheint unterdessen ein schwer fassbares Unbehagen um sich zu greifen. Ist dieses Unbehagen womöglich ein Ausdruck jener grundexistenziellen Ängstigung, wonach unser säkularisierter Lebensstil nicht mehr genug „Sinn“ bereitzustellen vermag? Man kann es nicht geradewegs leugnen: Eine ermüdende zivilisatorische Verflachung verbirgt sich hinter Vergnügungen mannigfacher Art. Der „Sinn“, den unsere Konsumindustrie samt ihren Spiritualitätsangeboten bereitstellt, wirkt – so hat man den Eindruck – immer nur oberflächlich und bedarf ständiger Steigerung.

Es ist ein Suchteffekt, der Unruhe generiert, die keinen kulturellen Ruhepunkt mehr kennt. Alles droht in eine aggressiv machende Langeweile und Trostlosigkeit umzukippen. Demgegenüber verraten die heute ebenfalls üppig umlaufenden Untergangsfantasien ein tief frustriertes Bedürfnis nach einer unver-

brüchlichen, einer heilsgeschichtlichen Obhut im Kollektiv. Hinter der Hetze gegen den angeblichen Kulturraub durch Fremde, Muslime und – wieder einmal – Juden, verbirgt sich eine prinzipielle, ins Brutale ausufernde *Missgestimmtheit*. Demzufolge blockiert das universalistische Gesellschaftsmodell der „hedonistischen“ Moderne alles Substanzielle. Was bleibt?

Die Lust am Untergang, die viele unserer Kunst- und Populärproduktionen beim Publikum erfolgreich macht, ist nicht bloß oberflächlicher Nervenkitzel. Es bedarf mittlerweile der imaginierten Apokalypse alles Bestehenden, um mitten im Wohlstandsfrieden unser menschliches, allzu menschliches Verlangen nach dem – unaussprechlich – Fehlenden künstlerisch auszudrücken. Vielleicht gehört die dunkle Lust am Untergang, an der Götterdämmerung, ja zu den Urgefühlen – ebenso wie die Angst vor dem Tod.

Was treibt uns an, den Weltuntergang in verschiedensten Ausgestaltungen immer wieder in Szene zu setzen, bisher bloß in unserer Fantasie und als passive Zuschauer? Erlebnismäßig spüren wir eine eigentümlich zwiespältige Faszination bei dem Gedanken des kollektiven Untergangs – ein Gedanke, dem wir mit der gedämpft-animalischen Angst des in die Enge getriebenen Fluchtwildes begegnen. Unser Zwiespalt setzt hier tief an. Aus dieser Stimmungslage heraus lässt bereits 1808, im ersten Teil der *Faust*-Tragödie, Goethe seinen Mephistopheles sagen: „Ich bin der Geist, der stets verneint! Und das mit Recht; denn alles was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht; drum besser wär's, dass nichts entstünde. So ist denn alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, mein eigentliches Element.“ Das Böse ist, so gesehen, zugleich eine reinigende Kraft, der Tod alles Bisherigen dient der Erneuerung des vordem Misslungenen.

Aus sicherer Entfernung und im Bewusstsein der Irrealität können wir das große Untergangsspektakel genießen, vor allem dann, wenn es uns als mythisch überhöhtes Kunstereignis in den Bann schlägt. So hat Richard Wagner seine Ring-Tetralogie, deren Entstehung von 1848 bis 1874 datiert, in der *Götterdämmerung* gipfeln lassen. Diese endet mit dem Untergang Walhalls, ursprünglich Ruheort der gefallenen Krieger, später Stammsitz des

Göttervaters Wotan/Odin. Die letzte szenische Anweisung Wagners lautet: „Als die Götter von den Flammen gänzlich verhüllt sind, fällt der Vorhang.“ Wir haben es hier mit einer spätromantischen Variation des Motivs der Apokalypse zu tun. Die Welt der alten Götter hat sich zu Ende gelebt, der Fluch des Rheingoldes wurde durch eine Opferhandlung gebrochen: Brünnhilde, Lieblingstochter Wotans, reitet voran ins Feuer. Nun ist, so wird dem mehr oder weniger ergriffenen Publikum beschieden, die Zeit einer neuen Welt der Liebe angebrochen. Sie sollte – das geht aus schriftlichen Äußerungen Wagners hervor – ohne starre Gesetze auskommen, in ihrem Mittelpunkt sollte die Erlösergestalt des Jesus von Nazareth stehen.

Sowohl Goethe als auch Wagner bedienen sich aus dem historischen Arsenal der Mythen, wenn auch mit unterschiedlichen Gewichtungungen. Wagner komponiert und dichtet bereits im Gegenlicht der Aufklärung. Die Spätromantik hatte ein Faible für das Mittelalterliche entwickelt: für eine archaisch gestylte Antike, für das mysteriös Religiöse und Irrationale des menschlichen Seins und Daseins. Immer wieder griffen Autoren und Dichter auf eine Geschichtsvorstellung zurück, die apokalyptische Züge aufwies, wobei die Gegenwart als genuin krisenhafte, *als Zeit vor der Katastrophe* imaginiert wurde.

Leitender Erzählgelände ist der christlichen Welt das heilsgeschichtliche Drama, wie es in der Bibel vorgezeichnet wurde, mit dem Höhepunkt der sogenannten Offenbarung des Johannes. Eine überaus blutige, grausame Abrechnung mit den Feinden Gottes findet statt; sie alle, die nicht im „Buch des Lebens“ stehen, werden schließlich „in den Feuersee geworfen“, nicht zuletzt auch der Tod. (Offb. 20,14f.)

Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr. Ich sah die Heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabgekommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. (Offb. 21,1 f.)

Die Wirkmacht des heilsgeschichtlichen Drehbuchs für die abendländische Kultur lässt sich kaum überschätzen. Immer wieder wird auf das Schema zurückgegriffen, dessen Ursprünge bereits in der antiken Fabel vom Verlust des Goldenen Zeitalters vorgebildet sind. Nach einem gleichsam unschuldigen, noch vorge-schichtlichen Anfang der Menschheit kommt es zu einem „Sündenfall“, der die Geschichtsdialektik in Gang setzt und prophetische Geister auf den Plan ruft, die das Heraufdämmern des weitgespannten Unheils oder auch den Wiedereintritt ins Heil ahnen.

Als Ausnahmefall wird der Untergang der *ganzen* Menschheit beschworen, weil deren Existenz allen Kreaturen nichts als Leid gebracht habe. Ulrich Horstmans ironisch pointierter Essay *Das Untier* mit dem Untertitel *Konturen einer Menschenflucht* beschwört einen Weltfrieden in Schopenhauers Geist. Nach Auslöschung des Monsters namens Homo Sapiens blinzeln nur noch Mond und Kristalle auf Erden einander zu; abschließend heißt es: „... nicht bevor die letzte Oase verödet, der letzte Seufzer verklungen, der letzte Keim verdorrt ist, wird wieder Eden sein auf Erden.“

Bereits 1983 erschienen, steht Horstmans Schrift in der menschheitspessimistischen Tradition. Ja, *Das Untier* überbietet deren Drastik mit einem zynischen Seitenblick auf die damals bereits anlaufende Wellness-Industrie mit ihrem Feel-Good-Credo, nachdem gerade erst die Hoffnungen der 1960er-Jahre, der Hippie-Generation und Studentenbewegung – *Love & Peace* –, kläglich gescheitert waren.

Aber hat es Horstmann tatsächlich ernst gemeint? Was die Menschen an der Apokalypse fesselt, ist im Normalfall nicht der ernsthafte Glaube an eine unabwendbar bevorstehende Realität. Die Auslöschung der Menschheit, der Omnizid, fasziniert das Publikum vielmehr – oder viel weniger – als eine *Möglichkeit, die sich gleichsam aus sicherer Ferne beobachten lässt*.

Es mag uns ein wenig so ergehen, wie es – gemäß der Legende – dem Kaiser Nero nachgesagt wurde. Er soll, so heißt es, aus einem Palastfenster viele Kilometer entfernt den großen Brand von Rom im Juli 64 nach Christus beobachtet und dabei, schau-

spielernd, den Untergang Trojas besungen haben. Aber so wenig Nero selbst in den Flammen umkommen wollte (vermutlich hat er bei der Brandlöschung tatkräftig mitgeholfen und fliehenden Bürgern die Tore seines Palastparks geöffnet), so wenig möchten wir dabei sein, wenn die Menschheit – oder ein großer Teil unserer Spezies – untergeht.

Die Lust an der Apokalypse ist einem anthropologischen Zug geschuldet, der nicht gerade sympathisch anmutet: dem Ergötzen am realen oder fiktiven Unglück anderer. Das Nero-Syndrom setzt voraus, dass wir unseren eigenen Untergang vom Zuschauerraum, besser noch: von den Rängen aus beobachten können. Die Apokalypse findet zu unserer Unterhaltung auf der Bühne statt oder wir werden alles tun, um dem Spektakulum „Omnizid“, Auslöschung unserer Spezies, nicht beiwohnen zu müssen. Darin liegt die Chance der Menschheit – ihre womöglich letzte Chance –, die künftigen Jahrhunderte zu überleben.

Handkes Eislauf. Die Zeit der großen Denkwürfe ist fürs Erste vorbei. Wer anderes behauptet, ist ein Popanz oder Sektierer des Geistes. Das Denken, das noch so tut, als ob es nicht aus den Zeitmarotten heraus erwüchse, ist bloß selbst eine Art von Marotte, so, als ob es einen Blick von Nirgendwo, einen neutralen Alledurchschauerblick geben könnte.

Tempus fugit, die Zeit wird auch all das von der Weltbühne der Ideen und Ideale abräumen, was einst mit dem Gestus des Ephe-meren – des Randständigen – scheinbescheiden auftrumpfte. Aber im Bewusstsein des Hinfälligen meldet sich dann doch schweigend ein Anspruch, der durch all das Verquere, Versponnene, Verdrehte hindurchgeht: Es ist die ewige Unruhe, die nicht bloß aus der Tiefe der Zeiten, sondern vom Ursprung allen Wandels, allen Zeitnarrentums her stammt – welchen Namen dieser Ursprung auch tragen mag, ob Gaia, Gott oder Heiliger Geist (mit oder ohne „heilig“, warum nicht?). Er ist es, der als Unterstrom aller Moden – als Ewigkeitsdrang – unausgesprochen noch das Flüchtigste bewahrt, es aufbewahrt im Reich des Unwandelbaren, aller Zeit Enthobenen.

In katastrophischen Zeiten, in denen alles Gewohnte wegzu-
brechen scheint, stellt sich die Frage „Was bleibt?“ mit panischer
Dringlichkeit. Der Abgrund gähnt, die Stürme reißen an den
Wurzeln.

Handkes Eislauf scheint das alles nichts anhaben zu können.
Die Eislaufschar zu Goethes Zeiten, vor 200 Jahren?

Ziemlich anders und genau gleich.

Und in 100 Jahren?

Ebenso.

Das gilt für alle Zeiten, für die sogenannten „ruhigen“ nicht
weniger, ja, für sie besonders. Denn je ruhiger die Zeiten, umso
zehrender die Frage: Was bleibt? Unterm Stillstand rieselt der
Sand. Im Rieseln des Zeitsandes fließt alles seinem Ende entgegen.
Kein Sturm, nirgends, aber überall, allerorten Abgrund, Ver-
schwinden, Tod.

Das kennen Sie doch, oder? Und dennoch trägt uns eine See-
lenstimmung, die – aus der Tiefe der Zeiten kommend, aus der
wundersamen Zeitlosigkeit der Schöpfung – alle Dinge in das
Licht des Unvergänglichen rückt. Geradezu lapidar befördert
Handkes kleines mythisches Bild diese Stimmung: Im ewigen Ab-
fluss der Dinge und Zeiten geht nichts verloren.

Die Welt, die wir emsig besiedeln, ist eine Menagerie, eine
Maskerade, ein Kaleidoskop des sich immer anders präsentieren-
den Immerselben, zugleich buntscheckig und grau in grau. Zeit-
narrentum und Ewigkeitssuche gehen Hand in Hand, Ironie und
Pathos umschlingen einander.

Und auf einmal stellt sich heraus, über Wahnsinn, Gelächter
und Pathos hinweg – hinweg über das, was uns trägt und befriedet
und der Welt zugetan sein lässt, statt sie immerfort zu ver-
fluchen: vor 200 Jahren, in 100 Jahren ... *alles ziemlich anders und
genau gleich.*